

HELMUTH KIESEL · HEIDELBERG

ELISABETH LANGGÄSSERS
CHRISTLICH-LITERARISCHE HOCHARTISTIK

Zum 60. Todestag

Diesen Sommer, am 25. Juli, waren es sechzig Jahre her, daß Elisabeth Langgässer gestorben ist; Grund genug, dieser Schriftstellerin zu gedenken, die immer weiter in Vergessenheit gerät, obwohl sie als Epikerin, Erzählerin und Stilistin auf einer Ebene mit Thomas Mann, Alfred Döblin, Robert Musil und Hermann Broch zu sehen ist. Kein Zweifel –: Elisabeth Langgässer war die größte deutsche Prosa-Autorin des 20. Jahrhunderts! Freilich mochte man dies nur in den wenigen aufgerüttelten Jahren der frühen Nachkriegszeit wahrhaben.

Elisabeth Langgässer wurde am 23. Februar 1899 in Alzey geboren. Ihr Vater war der Kreisbauinspektor Eduard Langgässer, der 1884 anlässlich der Eheschließung mit der katholischen Eugenie Dienst zum katholischen Glauben konvertiert war, ein biographisches Faktum, das für die Tochter eine außerordentliche Bedeutung bekommen sollte: nicht nur, daß die Nazis sie als «Halbjüdin» einstufte und ihr das Leben schwer machten; die Frage nach der Identität des Menschen, die durch die Taufe fundamental verändert wird, spielte in Elisabeth Langgässers Schaffen eine zentrale Rolle und gehört, Langgässer zufolge, zum Kern der christlichen Dichtung. 1948 bemerkte sie in ihrem Vortrag «Möglichkeiten christlicher Dichtung – heute»: «Diese beiden Elemente: das ewig seiende und unveränderliche Mysterium des Erlösungslebens Christi einerseits und die blitzhafte Formwerdung des neuen Existenzbewußtseins andererseits, waren am Anfang der Geschichte der christlichen Dichtung, wie man sie nennen könnte, miteinander zur Deckung gebracht. Die Liturgie war zugleich Inhalt und Gestalt dieser Dichtung; ihr gemeinsames Grunderlebnis aber war: ein neues Selbstbewußtsein des Menschen, das neuen Wein in neue Schläuche füllte.»¹

Als der Vater 1909 gestorben war, übersiedelte die restliche Familie nach Darmstadt, wo Elisabeth Langgässer im letzten Kriegsjahr 1918 das Abitur

HELMUT KIESEL, geb. 1947, Professor für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg. Mitherausgeber dieser Zeitschrift.

machte und anschließend zur Volksschullehrerin ausgebildet wurde. Von 1920 bis 1928 unterrichtete sie im hessischen Griesheim und publizierte erste Gedichte, die 1924 unter dem Titel *Der Wendekreis des Lammes. Ein Hymnus der Erlösung* als Buch erschienen. Thematisch sind diese Gedichte dem Kirchenjahr verpflichtet, reflektieren die Sonn- und Festtage vom Ersten Advent bis Allerheiligen; formal sind sie sehr unterschiedlich gestaltet; sprachlich sind sie durch eine kühne Verbindung von religiösem und naturlyrischem Vokabular bestimmt, vor allem aber durch einen fast durchweg emphatischen, ja hymnischen Ton, in dem sich eine geradezu überwältigte und überwältigen wollende Gläubigkeit ausspricht. Die ersten beiden Strophen des Gedichts *«Zweiter Weihnachtsfeiertag»* und die letzte lauten:

Durch festlich helle Räume
singt Gott ein neues Werde,
aufzucken Gras und Bäume
mit himmlischer Gebärde;
O Duft! O Schmelz! O Glanz!
Inbrunst, Musik und Tanz!

Nun runden sich die Dinge
wie Honigkelch um Samen,
wie um das Fleisch die Ringe,
um einen süßen Namen.
Tief glüht die Lippe Zeit,
Brand der Verschwiegenheit [...]

In dunklen Träumen zittern
durch uns der Berge Falten,
es bebt und will gewittern,
was wir in Händen halten.
Ziel! Furt! Und Siegeslauf!
Brich in uns auf! Brich auf!²

Man kann diesen Gedichten, wenn man sie heute liest, den Respekt nicht versagen. Aber man zögert, sie gut zu nennen. Gegenüber allem unangefochten gläubigen und hymnischen Sprechen ist man mißtrauisch geworden. Auch wer sich in seinem Gottvertrauen noch so sicher fühlt, kann nicht abstreifen und vergessen, was jene geschrieben haben, denen der Glaube durch die Predigten des Nihilismus und die Katastrophenerfahrungen seit 1914 abhanden gekommen war. Aggressiv und zynisch zum Beispiel Bertolt Brecht, gerade ein Jahr älter als Langgässer, im *«Großen Dankchoral»* seiner 1925 abgeschlossenen und 1927 publizierten *«Hauspostille»*:

Lobet die Nacht und die Finsternis, die euch umfängen!
 Kommet zuhauf
 Schaut in den Himmel hinauf:
 Schon ist der Tag euch vergangen. [...]

Lobet von Herzen das schlechte Gedächtnis des Himmels!
 Und daß er nicht
 Weiß euren Nam' noch Gesicht
 Niemand weiß, daß ihr noch da seid.

Lobet die Kälte, die Finsternis und das Verderben!
 Schauet hinan:
 Es kommt nicht auf euch an
 Und ihr könnt unbesorgt sterben.³

Elegisch hingegen der Pfarrersohn Gottfried Benn 1943 in seinem Gedicht ›Verlorenes Ich›, dessen letzte Abschnitte lauten:

Die Welt zerdacht. Und Raum und Zeiten
 und was die Menschheit wob und wog,
 Funktion nur von Unendlichkeiten –,
 die Mythe log.

Woher, wohin –, nicht Nacht, nicht Morgen,
 kein Evoë, kein Requiem,
 du möchtest dir ein Stichwort borgen –,
 allein bei wem?

Ach, als sich alle einer Mitte neigten,
 und auch die Denker nur den Gott gedacht,
 sie sich den Hirten und dem Lamm verzweigten,
 wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,
 und alle rannen aus der einen Wunde,
 brachen das Brot, das jeglicher genoß –,
 oh ferne zwingende erfüllte Stunde,
 die einst auch das verlor'ne Ich umschloß.⁴

Gibt es ein schöneres Gedicht auf die Zeiten, in denen die eine christliche Religion den selbstverständlichen Horizont allen menschlichen Denkens gebildet haben mag, und ein schöneres Gedicht auf das, was an Fronleichnam gefeiert wird? Aber es ist kein hymnisches Gedicht, das preist, was uns gewiß ist, sondern ein elegisches, das wehmütig dem nachsinnt, was wir verloren haben. Elisabeth Langgässer blieb hymnisch. Sie glaubte das «Stichwort» zu kennen. Sie negierte den Verlust, den die Zeitgenossen aggressiv herausschrien oder melancholisch beklagten. Und sie ließ sich davon nicht beeindrucken, von den aggressiven Schreibern (Brecht hätte die Vokabel

gewiß akzeptiert) schon gar nicht. In ihrem bereits erwähnten Vortrag ›Möglichkeiten christlicher Dichtung‹ nannte sie dergleichen – in voller Anerkennung der gedanklichen Ernsthaftigkeit und ästhetischen Qualität – «Zeugnis[se] des Satans» und bemerkte dazu: «Es sind Lästerungen, die der religiösen Sphäre angehören, und indem sie diese Sphäre lästern, beweisen sie unwillkürlich ihre furchtbare Wirklichkeit.»⁵

Seit 1925 gehörte Langgässer zum Frankfurter ›Freitagskreis‹, einem Zirkel um die ›Linkskatholiken‹ Walter Dirks und Ernst Michel, und machte sich einen Namen auch als Publizistin. 1928 lernte sie den renommierten Staatsrechtler Hermann Heller kennen. Sie verliebte sich in den verheirateten Mann, wurde bald schwanger und mußte den Schuldienst verlassen. Die Beziehung zu Heller war inzwischen von diesem beendet worden. Am 1. Januar 1929 kam ihre Tochter Cordelia zur Welt, und mit ihr zog Langgässer nach Berlin, wo auch ihre Mutter und ihr jüngerer Bruder lebten. In Berlin war sie bis Oktober 1930 als Dozentin an der ›Sozialen Frauenschule‹ tätig; danach lebte sie als freie Schriftstellerin. Eine erste bemerkenswerte Anerkennung erhielt sie aus der Hand Alfred Döblins, der sie 1931 mit dem Literaturpreis des Deutschen Staatsbürgerinnenverbands auszeichnete. Neben Gedichten, die 1935 im Zyklus ›Tierkreisgedichte‹ erschienen, entstanden erste und gleich meisterhafte Erzählungen: ›Proserpina‹ (1929 abgeschlossen, 1932 publiziert), die mythologisch grundierte und im Ton lyrisch anmutende Geschichte eines zarten, durch eine Krankheit empfindlich und hellseherisch gemachten Mädchens, das die Natur, den Prozeß des Werdens und Vergehens auf eine außerordentlich intensive, ja visionäre Weise erfährt; ›Besetztes Gebiet‹ und ›Triptychon des Teufels‹ (beide Titel 1932), insgesamt vier Erzählungen, in denen zeitgeschichtliche Erfahrungen – die französische Besatzung rechtsrheinischer Gebiete im Jahr 1923 und die Inflationswirren – verdichtet und wiederum mythologisch grundiert werden. Diente die Mythologie in ›Proserpina‹ als Folie existentieller Gegebenheiten und Erfahrungen, so dient sie in den folgenden zeitgeschichtlichen Erzählungen als Interpretament für den ›Dämonenkreis der Zeit‹, wie Langgässer am 1. Januar 1932 an den Historiker und Theologen Karl Thieme schrieb. Und das heißt, wie neuerdings der Literaturwissenschaftler Carsten Dutt ausführte: «Als Archetypen verweisen die heidnischen Götter – im ›Triptychon‹ die Titelfiguren Mars, Merkur und Venus – auf die Tiefendimension eines Geschehens, in welchem das Böse doppelgesichtig: als partikulares und zeitgebundenes moralisches Versagen wie als immer gleiches Stigma der gefallenen Menschennatur in Erscheinung tritt».⁶ Faszinierend in Erscheinung tritt, hinreißend und beklemmend zugleich! Wie kein anderer Autor hat Elisabeth Langgässer es verstanden, das Böse – Gewalttätigkeit, Geldgier, Sexualgier – anzüglich zu gestalten, in meist sexuell schillernder Schönheit, faszinierend und abstoßend

zugleich. Aber ohne Moralisieren und ohne Verachtung. Das Böse ist bei Elisabeth Langgässer Ausfluß der gefallenen Menschennatur. Wer sich ihm hingibt, wer es ausübt, läßt Schuld auf sich, muß dafür büßen. Aber er verdient nicht Verachtung, sondern Mitgefühl, Bedauern, Trauer. In der ›Venus-Erzählung des ›Triptychons‹ sind es die ›Mädchen‹ eines Lagerbordells, die einigen herrischen und sadistischen französischen Offizieren etwas Menschlichkeit beibringen; beide, die Prostituierten wie die Offiziere, sind aber Opfer des Kriegs und der Nachkriegswirren. Im ersten Buch des ›Unauslöschlichen Siegels‹ wirft sich eine lange im Ehebruch lebende Frau mit dem bezeichnenden Namen Helene Gitzler in einem desillusionierten Moment unter einen Zug, der nach kurzem Halt weiterfährt und den Bahnhof erreicht, wo dann das «traurige Zeremoniell» beginnt, «das einen Menschen, der selbstmörderisch in das Gestränge der staatlichen Ordnung wie in Hochspannungsdrähte gefallen war, weit eher, als ihn zu bergen, sich anschickte, ihn zu bestrafen, obwohl jetzt die Glocke des Fernsprechers dringend nach Arzt und Bahre verlangte». ⁷ Das ist die staatliche Seite des Umgangs mit einer Verfehlung. Die christliche, von Elisabeth Langgässer bevorzugte, spielt sich unterdessen auf den Bahngleisen ab, wo eine alte Aufwärterin, die herbeigeeilt ist, die sterbende Helene in ihren Armen hält:

«Rosine betete. Eine Bewegung, die dem Zittern der Sehne glich, welche soeben den nie verfehlenden Pfeil in die Mitte der Gnade entlassen hatte, überlief ihre ganze Erscheinung. Dann begann ihr Mund wie von selbst zu sprechen: Worte, welche nur Nachhall waren und gleichsam als Echo mächtiger Rufe und Warnungsschreie erschienen, die ein gepanzerter Engel von draußen in sie hineingetönt hatte, um ihr durch qualmenden Rauch den Weg von Pforte zu Pforte zu weisen. Sie folgte ihnen. Sie tastete blind an den mächtigen Säulen der Sätze entlang, die glatt und schon abgegriffen von zahllosen Händen waren; alt und verlässlich, in ewiger Ordnung den Flehenden aufgerichtet: ›Sei gegrüßt, o Königin, Mutter der Barmherzigkeit! Unser Leben, unsre Wonne, unsre Hoffnung, sei gegrüßt.›

‹Leben ... Wonne ... Hoffnung ...›, glaubte Helene zu stammeln, während auf ihren klaffenden Lippen die letzten Bewegungen zuckten.

‹Zu dir rufen wir, elende Kinder Evas. Zu dir seufzen wir trauernd und weinend in diesem Tale der Tränen. Wohlan denn unsere Fürsprecherin – – ! Wohlan denn – ! Hier war die Pforte der Freiheit. Der Schoß der Wiedergeburt. Ein Säulenrücken. Zerreißende Helle ...› ⁸

Zurück zu Elisabeth Langgässer und in die dreißiger Jahre. Der Beginn der NS-Diktatur bedeutete für sie zunächst keinen Einschnitt. 1933 arbeitete sie als Hörspielautorin für den Berliner Rundfunk und wurde Mitglied sowohl des Reichsverbandes Deutscher Schriftsteller als auch der Reichsschrifttumskammer, womit sie «die Möglichkeit schriftstellerischen Schaffens in

Deutschland» für sich «verbürgt» sah (so am 11. Dezember 1933 an Elisabeth André). Beim Rundfunk lernte sie im Redakteur der ‚Jugendstunde‘ den katholischen Philosophen Wilhelm Hoffmann kennen, den sie im Juli 1935 heiratete. 1936 erschien ihr erster großer Roman, ‚Der Gang durch das Ried‘, der thematisch an die vorausgegangenen Erzählungen anschließt. Die Handlung spielt im Herbst 1930 im sumpfigen Gebiet am Alt-Rhein zwischen Alzey und Darmstadt unter Bauern, die in der Not der Krisenjahre militant werden und sich geheimbündlerisch organisieren. Insgesamt gibt der Roman ein typologisch verdichtetes Bild des Lebens in einer durch den Krieg verrohten und zerrütteten Zeit, die von einer dumpfen Aggressivität erfüllt ist und eine Gelegenheit zum vermeintlich erlösenden Losschlagen sucht. Man kann in ihm durchaus eine Rekonstruktion jener sozialen Verwerfungen, menschlichen Verrohungen und politischen Verhetzungen sehen, die zu den trüben Voraussetzungen der NS-Herrschaft gehören. Den Nationalsozialisten gefiel der ‚Gang durch das Ried‘ allerdings nicht; die ‚NSZ-Rheinfront‘ nannte ihn einen «Sud ausgebreiteter Untermenschlichkeiten».

Überhaupt begann 1936 die Lage für Elisabeth Langgässer problematisch zu werden. Nach den 1935 erlassenen ‚Rassegesetzen‘ galt sie als «Halbjüdin». Nachdem ein Versuch, den «Nachweis der arischen Abstammung» durch eine Verschleierung der jüdischen Herkunft des Vaters zu erbringen, gescheitert war, wurde Langgässer aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, was einem Publikationsverbot gleichkam und das Ende der schriftstellerischen Arbeit bedeutete. Fortan konnte sie nur noch als Werbetexterin für einen Berliner Parfümhersteller arbeiten und für die Schublade schreiben. Persönlich war sie durch ihre Ehe mit dem «einwandfrei arischen» Wilhelm Hoffmann geschützt. Aber ihre Tochter aus der Beziehung mit dem jüdischen Staatsrechtler Hermann Heller, Cordelia, wurde als «Dreiviertelsjüdin» eingestuft und mit den üblichen Schikanen bedacht. Versuche, Cordelia außer Landes zu bringen, scheiterten. Sie wurde von der Familie getrennt und 1944 nach Theresienstadt deportiert, später nach Auschwitz-Birkenau, doch entkam sie der Vernichtung und gelangte nach Schweden, wo sie heiratete und unter dem Namen Cordelia Edvardson lebte. 1984 hat sie in einem Buch unter dem Titel ‚Gebranntes Kind sucht das Feuer‘ über diese Zeit berichtet, wobei ihre Mutter, Elisabeth Langgässer, nicht eben gut wegkam. Die Mutter habe sie preisgegeben und nachher einen brieflichen Bericht über die Zeit im KZ erbeten, um für einen neuen Roman authentisches Material zu haben. – Es sind schwer auslotbare Dinge, die zu beurteilen uns kaum zukommt. Man versteht den Zorn der Tochter. Aber was mag die Mutter, seit 1942 auch an multipler Sklerose leidend und 1944 zur Arbeit in einem Rüstungsbetrieb gezwungen, in dieser Zeit mitgemacht haben?

1936 begann Elisabeth Langgässer mit der Arbeit an dem Roman ‚Das unauslöschliche Siegel‘, der 1947 erschien und als ein literarisches Ereignis

gefeiert wurde. Rezensenten rühmten die formale und inhaltliche Kühnheit des Romans, mit dem die deutsche Erzählliteratur wieder Anschluß an die Muster der internationalen, aus Deutschland verbannten Moderne gefunden und das Niveau von James Joyce, Marcel Proust, Thomas Mann und Hermann Broch erreicht habe. Auch Langgässer selbst bekräftigte den Modernitätsanspruch, verband ihn aber aufs engste mit ihrer christlichen Weltanschauung. In dem bereits erwähnten Vortrag *«Möglichkeiten christlicher Dichtung – heute»* konstatierte sie zunächst, daß unsere traditionellen Vorstellungen von Raum und Zeit durch die Quantentheorie aufgehoben worden seien – und leitete daraus das Recht ab, die Raum- und Zeitbindung des Romangeschehens (oder der *«Fabel»*) im Sinne eines Welttheaters und ubiquitären Heilskampfes zu sprengen:

«Denn, was der moderne Roman ausbreitet [und ich rede hier immer und in erster Linie von dem christlichen Roman], ist weniger eine kontinuierliche und spannende Handlung als das Bezugssystem aufeinander wirkender Kräfte; die Bühne aber, auf der sich diese Kräfte an den verschiedensten Punkten der Welt entladen und wirksam werden, ist die eines großen Amphitheaters, in welchem Gott und Satan einander entgegentreten. Wie sich das Individuum nun in dem Kampf zwischen Gott und Satan verhält, wie es in ihr Bezugssystem seismäßig und durchaus nicht kausal, sondern providentiell hineingerät, das bildet die sogenannte Fabel; wie diese Fabel sich in verschiedenen Zeiträumen wiederholt und an weit voneinander entfernten Orten aufleuchtet – das wiederum macht die Aufhebung dessen aus, was wir gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnen. Denn die Fabel der Heilsgeschichte ist immer und überall die gleiche. Ihre Elemente heißen Sünde, Gnade und Erlösung, und wenn diese Elemente auch in jeder einzelnen menschlichen Seele andere Farben annehmen, so ist doch die Grundstruktur des Erlösungsvorgangs einfach und unveränderlich wie das Mysterium selbst.»⁹

Damit ist im Kern die Ästhetik oder Poetik des *«supranaturalistischen»* Romans *«Das unauslöschliche Siegel»* beschrieben. Das Geschehen des ersten seiner drei Teile spielt an zwei Tagen im Mai 1914 in einer Kleinstadt am Rhein unter den schlemmerhaft lebenden Honoratioren und dreht sich um den getauften Juden Lazarus Belfontaine, dem der christliche Glaube abhanden kam und der nun eine Art von Erweckungserlebnis hat. Der zweite Teil spielt im französischen Senlis, zunächst in den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs, dann im Jahr 1917: Belfontaine, der 1914 während einer Frankreichsreise vom Kriegsausbruch überrascht und in Senlis interniert wurde, ist dort geblieben und erlebt die Geschichte einer tragisch endenden lesbischen Liebe mit. Der dritte Teil spielt im wesentlichen 1925 in Senlis, wo Belfontaine inzwischen wieder verheiratet ist, doch begibt er sich später nach Deutschland zurück, wird von den Nationalsozialisten in ein polnisches

Lager deportiert, kann fliehen und kehrt nach Kriegsende erneut nach Deutschland zurück, jetzt aber in der Nachfolge Christi als Bettler. Diese weit gespannte und zugleich fragmentierte Handlung bildet den Rahmen für Gespräche, die Probleme der Existenz und des Glaubens, der Verfehlung und Erlösung, der Kriegsgreuel und der Heilsgeschichte betreffen. Man braucht Aufmerksamkeit, um diesen Gedankengängen zu folgen, auch die Bereitschaft, sich auf Glaubens- und Geschichtsvorstellungen einzulassen, die uns heute zum Teil ferngerückt sind. Das ändert aber nichts daran, daß diese epochal repräsentativen Überlegungen in einer Brillanz entfaltet werden, die sich mit den vielgerühmten Diskursen von Thomas Manns *«Zauberberg»* (1924), Hermann Brochs *«Schlafwandlern»* (1931/32) und Robert Musils *«Mann ohne Eigenschaften»* (1930/33) messen können. Und diese Gespräche werden überwölbt von einem Symbolnetz, das ihren gemeinsamen Horizont bildet und immer wieder sichtbar wird, so zum Beispiel während des geschichtsphilosophischen Gesprächs zweier deutscher Offiziere, die im Herbst 1914, geführt von dem französischen Küster, den Kirchturm von Senlis besteigen:

«Während die Offizier ihm folgten, zischte er rasch und geläufig einige Daten herunter, die sich wie Weinjahre, rankenfingrig, um die Biegung der Treppe spannten: Baujahr und Höhe, Jahrhundert der Weihe, Zirkelmaß einer mystischen Hütte unsterblicher Steinmetzgesellen, Zelt Gottes unter den Menschen ...

Sie stiegen bis zur Chorgalerie im Innern der Kirche und gingen unter den Glasfenstern her, die ihre wolkenhaft spielenden Bänder aus Lilien und Salamandern um die zarten Rippen der Spitzbögen warfen, indem sie gewissermaßen ihr Bild aus dem lichtigen Hintergrund lösten und es dem Säulenwald zugesellten, den sie mit Tupfen aus geläutertem, himmlischen Licht belebten, mit Wappenlilien und Tiersignaturen, in welchen die Wirklichkeit sich übertroffen und gleichzeitig ausgelöscht hatte.»¹⁰

Im Bau nicht ganz so kompliziert wie das *«Unauslöschliche Siegel»*, in der erzählerischen Durchführung aber wiederum virtuos ist Langgässers letzter Roman, der 1950 unter dem Titel *«Märkische Argonautenfahrt»* erschien. In ihm finden sich an einem Sommertag des Jahres 1945 auf einer der südlichen Ausfallstraßen Berlins sieben Menschen zusammen, um eine Pilgerfahrt nach dem märkischen Nonnenkloster Anastasiendorf anzutreten. Alle tragen sie auf eine zeitgeschichtlich repräsentative Weise Schuld, so daß ihre nach und nach entfalteten Einzelgeschichten zur Geschichte der mentalen Voraussetzungen und Folgen der NS-Diktatur, ihres Krieges und ihrer Verbrechen werden. Der darin sich abzeichnende Zeitroman wird aber durch einen mariologisch-christologischen Mysterienroman überformt, der den Weg der schuldbeladenen, nach Buße und Vergebung verlangenden Pilger in ein heilsgeschichtliches Bezugssystem stellt. Die Muttergottes, «selber

ausgewählt durch den Ratschluß, der Schlange den Kopf zu zertreten, durchbrach das Gesetz ihrer Hieroglyphe: den Kreislauf der Sünde, die Folgen der Schuld und die magische Wiederkehr.»¹¹

Das Erscheinen der ›Märkischen Argonautenfahrt‹ erlebte Elisabeth Langgässer nicht mehr. Am 25. Juli verstarb sie, ausgezehrt durch Krankheit, Sorgen und Arbeit, in einem Krankenhaus in Karlsruhe. Ihre Grabstätte ist auf dem Alten Friedhof in Darmstadt. Postum wurde ihr der erste Georg-Büchner-Preis verliehen; den zweiten erhielt im folgenden Jahr Gottfried Benn.

Die Bewunderung, die Elisabeth Langgässer zwischen 1946 und 1950 erfuhr, ließ bald nach. Der hohe Ton, der in ihren Büchern herrscht, wurde in der Literatur der fünfziger Jahre durch eine tendenziell alltäglich klingende Sprache abgelöst, der religiöse ›Supranaturalismus‹, der das Leben des Menschen als ›Kampf zwischen Gott und Satan‹ erscheinen läßt, durch einen nüchternen Realismus, der sich auf die Darstellung des Konkurrenzkampfes unter den Menschen allein beschränkte. Ihre hymnisch sich äußernde Gläubigkeit wurde als naiv empfunden, ihre Versuche, das realgeschichtliche Unheil – zwei Weltkriege und den Holocaust – heilsgeschichtlich aufzuheben, als frivol. Hinzu kam, daß man ihren beiden letzten Romanen nach dem Erscheinen des Erinnerungsbuches von Cordelia Edvardson Züge christlichen Anti-Judaismus attestieren zu müssen glaubte. Das soll nicht alles in Abrede gestellt werden, obwohl zu jedem Punkt Präzisierendes und Relativierendes zu sagen wäre. Über all dem soll aber nicht vergessen werden, daß Elisabeth Langgässer so großartig wie niemand sonst in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts vor Augen geführt hat, auf welchem intellektuellen und zugleich artistischen Niveau religiöse, christliche, katholische Dichtung sich bewegen kann.

ANMERKUNGEN

¹ Elisabeth LANGGÄSSER, *Das Christliche der christlichen Dichtung: Vorträge und Briefe*, Olten und Freiburg, 1961, 14.

² Elisabeth LANGGÄSSER, *Gedichte*, Hamburg 1959, 35.

³ Bertolt BRECHT, *Bertolt Brechts Hauspostille*, Berlin 1927, 61f.

⁴ Gottfried BENN, *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke*. Mit einer Einführung herausgegeben von Bruno Hillebrand, Frankfurt am Main, 1997, 309f.

⁵ LANGGÄSSER, *Das Christliche der christlichen Dichtung* (s. Anm. 1), 17.

⁶ So im Langgässer-Artikel des neuen ›Killy‹-Literaturlexikons, das in diesen Wochen erscheinen wird.

⁷ Elisabeth LANGGÄSSER, *Das unauslöschliche Siegel. Roman*, München, 1989, 281.

⁸ LANGGÄSSER, *Das unauslöschliche Siegel* (s. Anm. 7), 283f.

⁹ LANGGÄSSER, *Das Christliche der christlichen Dichtung* (s. Anm. 1), 20f.

¹⁰ LANGGÄSSER, *Das unauslöschliche Siegel* (s. Anm. 7), 311.

¹¹ Elisabeth LANGGÄSSER, *Märkische Argonautenfahrt. Roman*, Frankfurt am Main, Berlin und Wien 1981, 88.